

ANTWORT AUF DIE KRITIK EINER KRITIK *

Von Günter Albrecht

Zu den im vorigen Heft dieser Zeitschrift erschienenen Antworten von *Hans Anger* und *Klaus R. Scherer*¹ auf meine Replik² zu einer Arbeit der beiden Autoren³ möchte ich einige Bemerkungen machen, wobei ich der relativen Harmlosigkeit der *Angerschen* Argumente wegen mit dessen Äußerungen beginnen möchte.

Die Behauptung, daß beide Autoren keine Kenntnis von der Absicht einer Replik erhalten hätten, ist an Hand der Korrespondenz als eindeutig unwahr zu erweisen. Tatsache ist, daß beide Autoren auf präzise Fragen nach Einzelheiten ihrer Studie, die mit der Ankündigung der Absicht, eine Replik zu schreiben, verknüpft waren, mit einem Verweis auf den anderen Autor (*Anger*) bzw. gar nicht geantwortet haben (*Scherer*). *Es scheint, als würden meine Kontrahenten von ihrem Widerpart Fairness in höchstem Maße verlangen, ohne sich selbst in der geringsten Weise daran gebunden zu fühlen.*

Angers Versuche, sich gegen den Vorwurf der Ausnutzung eines jüngeren Mitarbeiters zu wehren, scheinen mir so wenig überzeugend, daß ich darauf nicht näher einzugehen brauche. Der Hinweis auf die Prüfungsordnung, die veraltet und überholt sei (*Anger*), rechtfertigt m. E. keineswegs die Reihenfolge der Namen in der Autorenangabe; allerdings scheint eine veraltete Bestimmung dann recht lebensfähig, wenn sie zum eigenen Vorteil genutzt werden kann. Zu dem Argument, eine Zitierung der Diplomarbeit *Scherers* hätte eine Irreführung bedeutet, kann ich nur sagen: zu diesem „Argument“ *Angers* fällt mir wirklich nichts ein. Daß der Verdacht des Autoritarismus durch die Form, in der *Anger* mit seinem jüngeren – und durch die Fakultätszugehörigkeit in gewissem Sinne von ihm abhängigen – Kontrahenten umspringen zu können glaubte, in höchstem Maße bestätigt wurde, steht auf einem ganz anderen Blatt.

Nun zur Antwort von *Scherer*, die ich Punkt für Punkt kommentieren werde.

1. möchte ich festhalten, daß es nicht Aufgabe des Kritikers einer Studie ist, die von ihren Autoren aus einem größeren Gesamtzusammenhang herausgelöst publiziert wurde, *ohne dies kenntlich zu machen*, in seiner Kritik eine erschöp-

* Meine Kontrahenten waren so originell, den Titel, den ich einer etwas ausführlicheren, früheren Version meiner Gegendarstellung gegeben hatte, für ihre erneute Gegenantwort zu übernehmen.

fende inhaltliche und methodische Darlegung der *größeren* Studie zu geben. Stellung und Kontext der vom Autor publizierten Teilergebnisse innerhalb der größeren Arbeit zu schildern, wäre Aufgabe der Autoren gewesen, nicht die des Kritikers.

2. Scherer weist meine Bemerkung über die Auslassung von soziologischen Instituten in philosophischen Fakultäten (S. 147) zurück (S. 348). In der Diplomarbeit von Scherer (S. 47) und in der Arbeit von Anger und Scherer (S. 147) liest es sich anders; es heißt an der ersten Stelle „... wurden je zwei Exemplare eines Fragebogens¹ an die Direktoren der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen wie der psychologischen Institute und Seminare an den deutschen Universitäten gesandt...“ (Scherer, S. 47; und entsprechend bei Anger und Scherer, S. 147). Nach dem gängigen Verständnis von „wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen... Instituten“ fallen damit soziologische Institute in philosophischen Fakultäten fort; abgesehen davon gäbe es nach Scherers Zahlen in der BRD 1966 nur 12 soziologische Universitätsinstitute und -Seminare; nach dem Statistischen Jahrbuch der BRD gab es 1966 aber allein 22 Universitäten, von denen einige zwar keine Lehrstühle für Soziologie gehabt bzw. haben mögen (andere dagegen sogar mehrere), dennoch dürfte die Zahl 12 zu niedrig liegen.

3. Scherer unterschlägt die zusätzlichen Gründe, die ich für meine Kritik an den von Scherer gewählten Auswahlverfahren anführe. Wenn die Befragung – wie Scherer (S. 348) bemerkt – zur „Bestimmung zweier wichtiger und repräsentativer Fachzeitschriften pro Wissenschaftszweig“ dienen sollte, dann ist natürlich *nicht alleine* eine reine Zufallsauswahl zulässig; das habe ich mit keiner Silbe behauptet, sondern lediglich auf Verzerrungsmöglichkeiten durch unterschiedliche Handhabung des Verteilungsmodus verweisen wollen. Dabei habe ich mir den Einwand verkniffen, ob es sinnvoll ist, jedem Institut eine Quote von 2 Assistenten zuzubilligen. Das setzt nämlich voraus – wenn es um *Repräsentativität der Aussagen über die Fachzeitschriften* geht –, daß die Zahl der Assistenten pro Seminardirektor oder Institutsdirektor relativ gleich ist; vor allem innerhalb der Institute einer Disziplin. Geht man von der Annahme aus, daß für die Disziplinen die Zahl der Assistenten pro Institutsdirektor recht unterschiedlich ist, so könnten sich daraus auch für den Vergleich der Ergebnisse zwischen den Disziplinen Probleme ergeben. Es könnte sein, daß mit der Zahl der Standardabweichungen vom arithmetischen Mittel in der Zahl der Assistenten pro Institutsdirektor die Qualifikation des Institutsdirektors und damit u. U. auch die professionelle Qualifikation der Assistenten korreliert. Haben die Aussagen einer Institutsassistentenschaft, die aus zwei Personen besteht, das gleiche qualitative und quantitative Gewicht wie die einer Assistentenschaft eines Ordinarius mit jahrelanger Auslandserfahrung, mit eigenem Training in Techniken der empirischen Sozialforschung und eigenem Forschungsinstitut mit ca. 25–30

Assistenten bzw. Forschungsbeauftragten? Diese Fragen sind doch nicht mit dem Postulat vom Tisch, daß „eine Befragung von je zwei wissenschaftlichen Assistenten pro Universitätsinstitut in der Bundesrepublik diesem Zweck durchaus genüge tut, da in Anbetracht der relativ wenigen Alternativen ein ausreichender Konsensus zu erwarten war“ (Scherer, S. 348).

4. Scherers (S. 348/49) Bemerkung, der Institutsdirektor hätte gar nicht nach Zufallszahlen verteilen sollen – auch dann wäre ja keine ungeschichtete Zufallsauswahl gegeben gewesen (siehe oben unter 3) –, sondern hätte erwünschtermaßen nach *Expertise* des Assistenten in bezug auf Zeitschriftenliteratur die Fragebogen austeilen sollen, ist durch seinen Anhang A, in dem der Brief an die Institutsdirektoren abgebildet ist, in keiner Weise abgedeckt. *Von Expertise ist dort mit keinem Wort die Rede.*

5. Scherer fragt mich, ob es nicht noch andere Auswahlverfahren als Zufallsauswahlen gibt, die je nach Ziel der Erhebung anwendbar sind. Nach meinen Erörterungen unter 3 und 4 glaube ich mir eine weitere Antwort darauf sparen zu können, selbst wenn Scherer nach wie vor auf meiner „Naivität“ insistieren sollte.

6. Scherer sieht in meinen Ausführungen über die Möglichkeit, daß eventuelle Hilfskräfte die Fragebogen beantwortet haben könnten, einen Ausdruck von Verantwortungslosigkeit. Hierzu wäre festzustellen, daß einem Assistenten, der gleichzeitig Forschungstätigkeit, Lehrtätigkeit und Verwaltungstätigkeit zu bewältigen hat und der zusätzlich pro Monat ca. 10 Dokumentationsfragebogen zur Beantwortung zugestellt bekommt, eine derartige Unlust wohl verziehen werden könnte.

7. Scherer sagt mir „Produktion von Wirklichkeit mit Hilfe von Sprache“ nach (S. 349). Nach Ansicht vieler Wissenschaftstheoretiker wird Wirklichkeit prinzipiell durch Sprache konstituiert⁴; aber darum geht es hier nicht. Scherer stößt sich daran, daß ich seinen Fragebogen in Anführungszeichen „anregend“ nenne (S. 147) und damit – wie er richtig bemerkt (S. 349) – die gegenteilige Beurteilung meine. Habe ich in meiner Replik behauptet, ich hätte mit Hilfe von inter-subjektiv vergleichbar arbeitenden Instrumenten die Reizqualität des Fragebogens gemessen? Diese Bemerkung ist so eindeutig als Ironie erkennbar, daß sich die aus meiner Replik herausgenommene Bemerkung, daß mich „die Mühe des Auszählens schrecke“, als Beleg dafür, daß ich wohl keine empirische Untersuchung über die Reizqualität des Schererschen Fragebogens gemacht hätte, völlig erübrigt.

8. Es ist ein unbilliges Verlangen, von einem Kritiker zu erwarten, er habe eine komplette neue Studie anzufertigen. Das würde jede immanente Kritik ausschließen, zum anderen widerspräche ein solches Verlangen aller Forschungspsychologie⁵. Es dürfte doch in unserem konkreten Fall sicher sein, daß der

Kritiker selbst die Inhaltsanalyse nicht mehr hätte durchführen können, ohne daß er vermutlich von der Haltung des „sine ira et studio“ bedenkliche Abweichungen vorgenommen hätte, selbst bei besten Vorsätzen. Ein Bias bei herangezogenen Hilfskräften wäre ebenfalls nicht unwahrscheinlich. Das, was nun als negativistische Einstellung zur Empirie interpretiert wird, war Ergebnis einer ausgesprochen intensiven *methodischen Überlegung*. Unterstellungen und Verdächtigungen über den Arbeitsstil meiner Person scheinen mir daher nicht gerechtfertigt.

9. Auf S. 349/50 behauptet *Scherer, Anger* und *Scherer* bzw. *Scherer* hätten die von mir als Hypothesen formulierten Aussagen über den geringen Niederschlag des angloamerikanischen Einflusses in deutschen soziologischen Zeitschriften nie als Hypothesen formuliert, und erwähnt (S. 350), sie hätten die erzielten Ergebnisse tatsächlich überraschend gefunden. Auch hier versucht *Scherer*, mir „mit Hilfe von Wortwahl und syntaktischer Konstruktion produzierte Behauptungen“ über ihre eigenen Intentionen unterzuschieben, da er diese Hypothesen nie formuliert habe. Tatsächlich stehen sie auch nicht im Text, aber m. E. sagt genau *dieser* Tatbestand *nichts* darüber aus, ob es nicht doch implizit um diese Hypothese ging: Warum sonst schreibt z. B. *Anger* in seiner Antwort (S. 359), daß es ihm mit der damaligen Veröffentlichung u. a. darum ging, „interessante Schlaglichter auf den wenig befriedigenden Zustand der soziologischen Zeitschriftenliteratur in Deutschland zu werfen“.

10. Die Wissenschaftstheorie, der sich die empirische Sozialforschung im allgemeinen verpflichtet fühlt, baut weitgehend für die Frage der Überprüfung auf dem *Popperschen* Falsifikationsprinzip auf. Folglich werden zu untersuchende Zusammenhänge in Form von Nullhypothesen formuliert und einer statistischen Überprüfung unterzogen. *Scherer* verwendet zur Überprüfung der Signifikanz von Beziehungen, über die vorher Nullhypothesen formuliert wurden, wiederholt den Chi-Quadrat-Test. Was einmal belegt, daß seinen Aussagen – über die *Hypothesen* formuliert zu haben er bestreitet – zumindest *Arbeits-hypothesen* zugrunde gelegen haben, und zum anderen, daß meine Kritik an der Auswahlmethode bestärkt wird.

11. *Scherer* weist (S. 350) auf eine „fragwürdige semantische Methode“ hin, derer ich mich schuldig gemacht haben soll, indem ich einen „ziemlich ungenierten“ Gebrauch des Chi-Quadrat-Tests bei *Anger* und *Scherer* moniere (*Albrecht*, S. 147) und die Erklärung für diese Kritik erst zwei Seiten später liefere mit dem Hinweis (*Scherer*, S. 350), „weil die Verwendung von Signifikanztesten in Umfragen angeblich nicht mehr *undiskutiert* erfolgen kann“. Dazu ist zu bemerken, daß ich *genau das nicht* schreibe, sondern von der Verwendung des Chi-Quadrat-Tests bei *Nichtzufallsauswahlen* (Hervorhebung ist im Originaltext bei mir nicht gemacht, aber sie scheint nun notwendig zu sein!) spreche. *Scherer*

unterstellt mir, nachdem er in seiner Gegendarstellung den Stein des Anstoßes unterschlagen hat, ich forderte für jeden Kurzbeitrag Grundsatzdiskussionen über Signifikanzteste. Dem ist in keiner Weise so, aber wenn man einen methodischen Fehler hätte vermeiden können, dann sollte man es tun. Da helfen als Gegenargumente von Scherer (S. 350) keine Bemerkungen wie, die meiste der von mir genannten Literatur sei erst nach Abfassung des Beitrages erschienen (Scherer, S. 350); denn das stimmte quantitativ nur, wenn man die allerneueste Literatur einschlosse, die aber zum Verständnis bzw. zur Kenntnis des Problems überhaupt zunächst gar nicht erforderlich wäre, auf die ich den interessierten Leser aber noch verweisen wollte. Die älteren grundlegenden Diskussionen⁶ waren schon 14 Jahre im Gange und schon längst in Lehrbücher eingegangen, für die stellvertretend Johan Galtungs Buch „Theory and Method of Social Research“⁷ genannt sei, in dem dieser einen ganzen Abschnitt (S. 358–389) der Problematik widmete, ebenso wie die ASA 1959 (!) eine ganze Sitzung darauf verwandte. Scherer hat – wie aus S. 350 ferner hervorgeht – meine Replik nicht genau genug gelesen, denn dort steht nicht (S. 149), daß die „meisten Argumente der früheren Kritiker inzwischen widerlegt sind“, sondern etwas gänzlich anderes, nämlich daß H. C. Selvin in seinem „Aufsatz aus dem Jahre 1957“, der zwar in der Argumentation – wie seine Kritiker nachweisen⁵ – nicht immer recht hat, wohl aber in seiner These“. Von einer Widerlegung der Kritik am Signifikanztest mit dem Chi-Quadrat-Test bei Nichtvorliegen von Zufallsauswahlen bei Umfragen kann also keine Rede sein.

Scherer argumentiert, es sei nicht um den Nachweis einer systematischen Unterrepräsentierung der empirischen Sozialforschung in der KZfSS gegangen – was durch Angers erneute Bemerkung (S. 359) m. E. selbst widerlegt wird – und stellt fest, es sei ihnen lediglich um Darstellung gefundener Ergebnisse zu tun gewesen und nicht um Hypothesenprüfung und damit entfielen alle meine Einwände gegen den Chi-Quadrat-Test. Hier wäre es m. E. erstens angebracht, sowohl wissenschaftstheoretisch als auch wissenschaftspsychologisch zu fragen, 1. inwieweit Deskription nicht doch schon Rekurs nimmt auf implizite Hypothesen, und 2. mit Galtung (a.a.O., 361) die wichtige Unterscheidung zwischen „substantive hypotheses“ und „generalization hypotheses“ zu treffen. Geht es Scherer bzw. Anger und Scherer um erstere, dann ist die Anwendung des betreffenden Signifikanztests überflüssig, geht es um letztere, verbietet sie sich aus den erwähnten Gründen⁸.

Scherer wendet (S. 351) ein, es handele sich schließlich um einen einzigen Chi-Quadrat-Wert bei einem nicht einmal zentralen Teilergebnis, „und zwar zu einem Prozentunterschied von 55 Prozent“. Das stimmt, erhält aber erst seine tatsächliche Aussagekraft, wenn man sich die Basis der Prozentuierungen ansieht, denn diese beträgt für die Soziologen $N = 21$, die Psychologen $N = 25$,

abgesehen davon, daß bei den Psychologen eine Zellenbesetzung unterhalb des kritischen Wertes von 5 liegt.

12. Zur Frage der unterschiedlich hohen Rücklaufquoten, die ich für die betreffende Bemerkung mit einem maximalen Diskrepanzwert von 23 Prozent eingesetzt hatte, *muß ich zugestehen, einen ausgesprochenen Korrekturfehler bei Erstellung des Manuskriptes gemacht zu haben, der auf folgende Weise entstanden ist*: Der Satz sollte eigentlich lauten: „... die (Diskrepanz) ja noch etwas größer wäre (23 Prozent), wenn man nur die Rücklaufquote für Soziologen mit der für die schlechteste (Rücklaufquote) aller übrigen Wissenschaftler vergleichen würde...“; gemeint waren die Politologen. *Anger* und *Scherer* versuchen zwar eine Erklärung des überdurchschnittlich hohen Rücklaufs bei den Soziologen, tun die von mir befürchtete Verzerrung aber ohne Begründung als unwahrscheinlich ab; die Beweislast liegt dafür bei den Autoren.

13. *Scherer* wendet sich gegen meine Ausführungen (S. 150) über die unspezifizierte Art der Frage nach dem Vorrang der ausländischen Zeitschriften mit der Bemerkung, durch den Kontext der Vorfrage „Wie beurteilen Sie ganz allgemein die Bedeutung der Zeitschriftenliteratur?“ sei die Bedeutung der Frage eindeutig. Daß eine unspezifische Frage durch *eine noch allgemeinere Vorfrage* spezifischer wird, mag in manchen Fällen möglich sein, ist aber recht unwahrscheinlich. Die Gleichheit des Stimuluswertes dieser Frage für Soziologen und Psychologen erscheint mir nicht garantiert, weil z. B. für die einen die Frage mehr in Richtung auf die instrumentelle Funktion für die Karriere, für den anderen eventuell in Richtung auf Möglichkeit der Erzielung sozialer Veränderungen durch Publikationen verstanden werden könnte; nach allem, was man z. B. über die Rekrutierung von Soziologen weiß, spielen bei ihnen für die Wahl des Studiengangs wesentlich andere Gründe als bei anderen hier untersuchten Disziplinen eine Rolle. Diese Verbindung zu wissenschaftssoziologischen oder -psychologischen Hintergrundvariablen bedürfte m. E. einer Vorklärung, so daß meine Bedenken nicht so weit hergeholt erscheinen, wie *Scherer* postuliert. Daß ich meine Begründung in die Formel „aus welchen Gründen auch immer“ kleidete, war eine reine Raumfrage, und es tut mir ausgesprochen leid, nicht sofort eingehend darauf zu sprechen gekommen zu sein; denn daß der gesellschaftliche Zusammenhang, in den Forscher eingebettet sind, als wichtig für die Interpretation erzielter Ergebnisse derselben angesehen werden muß, wird von einer bestimmten Gruppe empirischer Sozialforschung allzu leicht übersehen⁹.

14. *Scherer* hält mir vor, ich hätte unterschlagen, daß die Arbeit von *Anger* und *Scherer* die Methoden der Inhaltsanalyse und Ergebnisse selbst hier als nur auszugsweise dargestellt deklariert hätten. Dem ist nicht so, weil es *selbstverständlich* ist, daß eine 7 Druckseiten starke Arbeit natürlich nur Auszüge bringen kann. Aber aus welchem Grunde verschwiegen *Anger* und *Scherer* dann die ein-

fachste Möglichkeit, zusätzliche Informationen zu erhalten: nämlich durch die Lektüre der *Schererschen* Arbeit?

15. *Scherer* hält meinen Einwand, die Bände für die Inhaltsanalyse seien nicht per Zufall, sondern nach pragmatischen Gesichtspunkten ausgewählt worden, für naiv. Tatsächlich lassen sich wichtige Wendepunkte der Wissenschaftsgeschichte kaum durch Zufallszahlen bestimmen. Aber *Scherers* Auswahlmethode ist nicht die einzige und beste Alternative dazu: Er hätte z. B. eine vollständige Kartei aller enthaltenen Artikel erstellen, dann die Auswahl vornehmen und anschließend nach verschiedenen Zeitpunkten seine Tabellen und Indizes errechnen können. Dann wäre er mit seiner Auswahl weniger abhängig von rein pragmatischen Gesichtspunkten gewesen, wie er es bei der Wahl der Jahre 1933 und 1963 sicher gewesen ist [er berichtet darüber in seiner Arbeit selbst (*Scherer*, Dipl.-Arbeit, S. 33)], ohne irgendwie dabei Wendepunkte in der Wissenschaftsgeschichte zu fassen. Im übrigen ist durchaus offen, ob z. B. für die Betriebswirtschaft oder Volkswirtschaft das Jahr 1933 genauso ein Wendepunkt gewesen ist wie vielleicht für die politische Wissenschaft oder Soziologie. Die Tabellen bei *Scherer* (Figur 3.22-1, S. 74a, und Figur 3.22-II, S. 75a) belegen eben diese Vermutung recht deutlich.

16. *Scherers* Einwand gegen meine Frage nach präziser Auskunft über den genauen Band der KZ des Jahres 1933, daß es für einen intelligenten Leser klar sei, daß jeweils die letzten beiden Hefte des Jahrgangs 1932/1933 und die ersten beiden Hefte des Jahrgangs 1933/1934 gewählt worden seien, ist durch keinerlei Angabe auf der von ihm zitierten Seite belegt (außerdem spricht *Scherer* von *Bänden* (!), nicht von *Jahrgängen*!). Wer solche Detektivarbeit dem Leser zumutet, immunisiert sich präventiv gegen Replikationen, sofern nicht einfach Vergeblichkeit vorliegt.

17. *Scherer* weist meine Bedenken gegen die Standardisierung unterschiedlicher Zeitschriftenformate mit nicht akzeptablen Argumenten zurück. *Einmal habe ich seiner Arbeit* (vgl. *Albrecht*, S. 151) *deutlich konzidiert, daß dort über die Gewichtung recht präzise Auskunft erteilt wird*; allerdings scheint die Operationalisierung der Textteilstellung noch zu unpräzise zu sein. Zwar steht die Information, die *Scherer* unter der Fußnote 24 anführt, nicht auf Seite 63 seiner Diplomarbeit, wie er meint, sondern auf Seite 53; aber immerhin stellt er dort fest: „Dem Auswahlverfahren wurden nur die dem primären redaktionellen Teil eines Heftes zugehörigen Artikel unterworfen. Alle anderen Beiträge, Berichte, Miszellen, Besprechungsaufsätze, Tagungsberichte usw., durch Überschriften und andere Druckart erkennbar, wurden nicht in das Sample einbezogen“ (*Scherer*, S. 53). Frage: Gehören z. B. die Arbeiten unter der Rubrik „Literaturberichte und Diskussionen“ der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie zum primären redaktionellen Teil (was übrigens heißt „redaktionel-

ler Teil“)? Wenn nicht, möge *Scherer* sich die dort erschienenen Arbeiten der letzten Jahre ansehen und prüfen, ob sie Arbeiten in anderen Zeitschriften ähnlicher redaktioneller Zuordnung entsprechen. Natürlich ist eine Standardisierung, die alle potentiellen Unterschiede in den Ergebnissen einer Untersuchung einebnet, nicht sinnvoll, aber damit kann dennoch nicht vorsichtig genug operiert werden, wie sehr zu Recht zu Fragen der Standardisierung von Populationsgrenzen von *Eugene J. Webb*, *Donald T. Campbell*, *Richard D. Schwartz* und *Lee Sechrest*¹⁰ betont wird.

18. Daß *Scherer* die Gründe für seine gewählte Gewichtung bekannt gibt, habe ich nie bestritten, sondern lediglich moniert, daß er keine *alternativen* Gewichtungen zumindest *diskutiert*, da die Indexkonstruktion solange ein gefährliches Geschäft bleibt, als nicht mehrere Experten unabhängig voneinander zu einer entsprechenden Gewichtung gelangen.

19. Meinem Argument, daß *Scherers* Gewichtungsoperationen „unsinnig“ seien, weil ins Deutsche diffundierte Ausdrücke „verfremdet in die Alltagssprache diffundiert sind“ und daher keinen Indikatorwert für die „aktuelle“ Einwirkung wissenschaftlicher Begriffe aus anderen Sprachbereichen haben (S. 151), bescheinigt *Scherer* logische und sachliche Unhaltbarkeit, weil ich die Zeitkomponente unberücksichtigt gelassen hätte, und er führt als Beleg u. a. den Ausdruck „zentrale Parteimaschine“ an. *Nun habe ich m. E. genau auf diesen zeitlichen Aspekt mein Argument abgestellt*. Ich vermisste bei *Scherers* Vorgehen eine genaue Operationalisierung der verschiedenen Modi eines kulturellen oder wissenschaftlichen Impacts, die diesen zeitlichen Aspekt eingeschlossen hätte. Natürlich kann ein Wort, das 1933 bei der Inhaltsanalyse gefunden wurde, einen anderen Indikatorwert haben als 1963; gerade darum geht es mir; aber es erhält bei *Scherer* die gleiche Gewichtung, gleichgültig, ob es 1933 oder 1963 gefunden wurde. *Scherers* Gegenargumente (S. 353/354) treffen u. E. genau am Problem vorbei¹¹. Die Begründung anhand sprachwissenschaftlicher Forschungsergebnisse hätte wohl der Autor, nicht der Kritiker zu bringen.

20. *Scherers* Argument, „daß man nur solchen Wörtern einen festen Platz im Deutschen (zunächst innerhalb des relevanten Fachvokabulars) einräumt, deren Designatum einen großen Einfluß auf Theorie und Forschung eines speziellen Wissenschaftszweiges gehabt hat“ (S. 354), behält nur dann seine Relevanz, wenn man eine verwaschene Operationalisierung des kulturellen „Impacts“ durchgehen läßt, denn eine gründliche Adaptation einer methodischen Finesse mit deren fremdsprachigem Vokabular zählt doch für den *wissenschaftlichen* Impact mehr als eine Übernahme (in Form von Lehnworten) von sehr unspezifischen, allgemeinen Termini (wie z. B. Sozialisation, repressive Toleranz, Aspiration usw.); ganz abgesehen davon, daß die Diffusion in die fremde Sprache wohl nicht immer (vielleicht sogar nur recht selten) zunächst über das

relevante Fachvokabular verläuft, sondern u. U. – wie das für den neueren soziologischen Jargon recht deutlich ist – über ideologisch-umgangssprachliche Prozesse geschehen kann.

21. Scherers „Widerlegung“ meiner Erklärung des größeren Indexanstiegs bei den Psychologen durch eine größere Affinität der Psychologie zur universellen Sprache der Mathematik als nicht stichhaltig, hätte ich vermeiden können, wenn ich meine Argumente ausführlicher entfaltet hätte. Meiner Ansicht nach – und ich denke, darin wird jeder Kenner der Geschichte der Psychologie und der Soziologie mit mir übereinstimmen – hat die Psychologie in ihren ersten Stadien bereits eine größere Offenheit gegenüber naturwissenschaftlichen Arbeitsweisen und vor allem gegenüber statistischen Analysen bewiesen als die Soziologie, die diese Ansätze bald wieder gründlich vergessen hat. Statistische Problemstellungen in einer fremden Sprache zu formulieren, würde in der Regel dazu führen, daß man einen kurzen mathematischen bzw. statistischen terminus technicus entweder aus der Fremdsprache übernimmt oder sehr komplizierte Neuformulierungen wählt, denen dann aber die offensichtliche Erkennbarkeit als Übersetzung abgeht, weil eventuell für einen einzigen Ausdruck ein oder mehrere Relativsätze usw. stehen. Da intensive statistische Analysen (wegen der größeren Anwendbarkeit des Experiments) für psychologische Daten i. a. eher möglich sind als für soziologische Daten bzw. überhaupt in der Psychologie eher präzise empirische Befunde diskutiert werden, dürfte die Psychologie auch für diese Kategorie übernommener Ausdrücke höhere Indexwerte erreichen. Das hat nichts damit zu tun, daß die mathematisch-statistischen Methoden *a priori* für die Psychologie höher veranschlagt werden – obwohl die Gebiete der physiologischen Psychologie, der Wahrnehmungspsychologie, Experimentalpsychologie usw. dies u. E. durchaus nahelegen könnten –, aber daß der Status quo für beide Disziplinen seit einiger Zeit so ist, wird wohl kaum jemand in Zweifel ziehen.

22. Scherers Argument, ich hätte auf Seite 152 unterstellt, die Zeitschriftenartikelübersichten des Auslandes könnten für die Kölner Vierteljahreshefte von 1933 die Zahl der fremdsprachigen Termini in die Höhe gedrückt haben, bedarf einer gewissen Korrektur. Zunächst einmal findet sich die von ihm zitierte Stelle nicht auf Seite 63, sondern 53, sodann folgt dieser kurzen Stelle, *die ich allerdings nicht sorgfältig genug beachtet habe*, auf den Seiten 54/55 eine detaillierte Aufstellung der Kodekategorien, und zwar mit folgendem Wortlaut (S. 54): „Alle fremdsprachlichen Elemente in den in das Sample einbezogenen Kommunikationsinhalten wurden in folgenden Kode-Kategorien registriert: 1. Artikel, 2. Buchbesprechungen, 3. Verweisungen, 4. Zitate, 5. Namen, 6. Entliehene Bezeichnungen und Erläuterungen, 7. Fremdsprachliche Ausdrücke, 8. wie 7. mit Anführungszeichen und/oder Kursivdruck, 9. assimilierte fremdsprachliche Ausdrücke, 10. wie 9. mit Anführungszeichen und/oder Kursivdruck, 11. Lehnwör-

ter und -prägungen, 12. wie 11. mit Anführungszeichen und/oder Kursivdruck, 13. wie 11. mit dem fremdsprachlichen Wort, das als Vorbild zur Bildung diene, in Klammern oder sonstigem deutlichen Hinweis darauf“.

Dabei sind zu den einzelnen Punkten jeweils detaillierte Bemerkungen angefügt. Durch das Aufführen der verschiedenen Kategorien von 2–5 habe ich mich tatsächlich irritieren lassen, denn *Scherers* Aufteilung in einen linguistischen und einen nichtlinguistischen Indikator *erfolgt erst auf Seite 61*. Tatsächlich trübe mein Argument nur den nichtlinguistischen Indikatorwert; abgesehen davon, daß mein Einwand in bezug auf redaktionelle Idiosynkrasien (vgl. Punkt 17 zur Rubrik „Literaturberichte und Diskussionen“) bestehen bleibt. (Wie übrigens wurden Arbeiten bzw. zitierte Artikel usw. in Englisch von deutschen Autoren gewichtet? ¹²). *Scherers* Gegenargument ist also nur *partiell richtig*, denn ich habe nur ein richtiges Argument am *falschen* Platz gebracht, verführt allerdings durch eine gewisse Inkonsequenz seiner Darstellung auf den Seiten 53 und 54.

23. *Scherers* Gegenargumente zu meinem „Verdacht“, das Max-Weber-Sonderheft hätte für die Indikatorwerte des Jahres 1963 verheerende Verzerrungen haben können, bedürfen einer entschiedenen Korrektur. Sein Appendix H, in dem er die relevanten Informationen „versteckt“ hat, ist handschriftlich; die Tabellen in dem mir zur Verfügung stehenden Exemplar weisen keine vollständigen Köpfe in den Spalten auf; die Zeilenbenennungen sind drastisch abgekürzt, es fehlt jede Erörterung. Vor Fertigstellung der Replik habe ich drei Kollegen bemüht, die mir helfen sollten, genau zu klären, was die einzelnen Zahlenkolonnen nun tatsächlich bedeuten sollten. Jetzt, da *Scherer* selbst die Gesamtzahl explizit nennt, läßt sie sich *mit großer Mühe* finden; sonst nicht. Auf *Scherers* an diese meine Ausführungen anknüpfende Polemik mag ich nichts erwidern, da er auf provozierende Fragen, die eine endgültige Klärung einleiten sollten und die m. E. – davon mag ein interessierter Leser sich durch Einblick in den Anhang H bei *Scherer* überzeugen – nicht unberechtigt waren, lediglich mit den Gegner diskreditierenden Bemerkungen antwortet.

24. *Scherers* Versuch, meine Erklärung der Indikatorunterschiede durch das Phänomen der „relativen Kodifizierbarkeit“ selbst zu widerlegen, und zwar dadurch, daß er auf die großen Differenzen auch beim nichtlinguistischen Indikator verweist, ist darum in dieser Form nicht haltbar, weil mein Argument aus Punkt 20 nun (*richtigerweise*) auf diesen Punkt anzuwenden ist.

25. Die Interpretation meiner Bemerkungen zur pejorativen Intention der Darstellung der Ergebnisse in bezug auf das Überwiegen theoretischer und deskriptiver Begriffe gegenüber methodischen (S. 153) als übertrieben defensiv ebenso wie meiner Bemerkungen zum wissenschaftlichem Kolonialismus mag einiges für sich haben. Das liegt zunächst in der von *Anger* und *Scherer* gewählten Wortbildung „theoretisch-deskriptiv“, die für Vertreter einer nomothetisch

orientierten Richtung durch den zweiten Teil der Verbindung die negative Bewertung geradezu provoziert, und zum anderen daran, daß trotz des gegenteiligen Eindrucks, den *Anger* und *Scherer* bzw. vor allem *Scherer* gewonnen haben, ihr Kontrahent an Methodenfragen außerordentlich interessiert ist. Die Ausführungen *Scherers* zu meinem Exkurs über wissenschaftlichen Kolonialismus bestätigen mich darin, daß meine Bemerkungen selbst richtig waren¹³.

26. *Scherers* Einwand gegen die von mir (S. 356) gegen die Gewichtung der Elemente für den nichtlinguistischen Indikator erhobenen Bedenken ist nur dann haltbar, wenn man ihm auch hier eine unpräzise Operationalisierung des „Impacts“ durchgehen läßt. Mein Argument war, daß originalsprachliche Artikel aus dem Ausland in deutschen Zeitschriften zu Unrecht so besonders hoch gewichtet wurden, da sie keine schon „vollendete Rezeption“ widerspiegeln. Genau das war das Kriterium für die höchste Bewertung der Elemente des linguistischen Indikators! *Scherers* Bemerkung, immerhin könne dieser originalsprachige Artikel großen Einfluß gehabt haben, bleibt im Bereich des Unverbindlichen. Die Inhaltsanalyse, die ja zunächst an Massenkommunikationsauswertung groß geworden ist, ist eben als Meßinstrument für tatsächlichen Einfluß sehr fragwürdig. Was anderes hat die gesamte Massenmedienforschung der letzten Jahre ergeben?

27. Meine Bemerkung zu *Angers* und *Scherers* Hinweis auf das relativ hohe Maß an angloamerikanischem Einfluß auf die deutsche Soziologie, das beide in zahlreichen Monographien, Fachtagungen und Lehrveranstaltungen erkennen, war polemisch, sollte aber lediglich verdeutlichen, daß *Anger* und *Scherer* für den einen Teil ihrer Aussage eine Untersuchung präsentieren (aus der unsere Zeitschrift negativ beleuchtet wird), für den anderen Teil, der die übrige deutsche Soziologie positiv erscheinen läßt, aber lediglich ihren subjektiven Eindruck als Beleg beibringen können. *Scherers* Empfehlungen an mich (S. 357) gedenke ich nicht zu kommentieren, da ich keine sachliche Argumentation erkennen kann.

28. Die Argumente *Scherers* (S. 356) gegen meine lexikalischen Belege für die Unbrauchbarkeit des linguistischen Indikators scheinen mir brüchig zu sein. Sein Argument in bezug auf die Zeitkomponente haben wir oben schon abgewehrt, ebenso die Bemerkung über das Problem des Akkulturations-Indikator-Wertes. Sein Argument gegen die „fragliche“ Herkunft mancher Worte, er besitze im Gegensatz zum Kritiker Informationen über den Kontext, macht mich stutzig. Hat er etwa die Auszählung selbst vorgenommen und dadurch diese Kenntnis erlangt? Was hieße das aber für die Reliabilität der Ergebnisse? Davon abgesehen, es ist tatsächlich die große Krux solcher Art Inhaltsanalysen, daß der spezifische Kontext, in dem die analysierten Wörter auftauchen, bestimmt, welchen Indikatorwert sie tatsächlich besitzen; genau das geht aber mit dem gewählten

Verfahren im allgemeinen nicht in die Analyse ein. Meine Hinweise auf die mögliche nicht angloamerikanische Herkunft bestimmter Bezeichnungen sind fern von jeder Spekulation. Daß „acquisitive society“ als Übersetzung des Weber'schen Terminus „Erwerbsgesellschaft“ in die amerikanische sozialwissenschaftliche Terminologie geraten ist, ist über jeden Zweifel erhaben! *Scherers* Argument gegen meinen Hinweis auf die gute Übersetzbarkeit als Begründung für die Unsinnigkeit, ihnen dann noch einen hohen Indikatorwert für wissenschaftsgeschichtlichen Einfluß zuzubilligen, ist ebenfalls fragwürdig. Wenn ein spezifischer fremdsprachlicher Terminus mit einem genauso kurzen deutschen Terminus übersetzbar ist, ohne daß dadurch ein Verlust an Präzision und an Information eintritt, so heißt das nichts anderes, als daß er ohne nationale bzw. kontinentale *Einfärbung* ist, die ihn dazu geeignet erscheinen läßt, ihn als einen typischen Beleg für Diffusionsprozesse auszuwählen; er wird dem Inhaltsanalytiker u. U. gar nicht als Übersetzung auffallen!

29. *Scherers* Text auf S. 357 enthält zunächst eine falsche Wiedergabe meiner Argumente von S. 155; denn ich behaupte dort in keiner Weise, die ganze Schwäche der Untersuchung *Scherers* ließe sich durch Hinweis auf die Glossare in den von *König* herausgegebenen Bänden „Praktische Sozialforschung“ aufweisen, sondern dies bezieht sich auf eine Explikation von Argumenten, die schon unter Punkt 28 von mir erläutert sind (Problem der Rückübersetzung). *Scherers* Schlußfolgerung, mit dieser Argumentation hätte ich ein Selbsttor geschossen, ist falsch. Eine Eindeutschung als Eindeutschung zu erkennen, ist *dann* nämlich unmöglich bzw. sehr unwahrscheinlich, wenn sie wirklich gut ist; sie wird in den Indikatorwert gar nicht eingehen!

Scherers Frage: „Muß hier erwähnt werden, daß diese Glossare *Scherer* zum Zeitpunkt der Auszählung bekannt waren und durchaus berücksichtigt wurden?“ (S. 357), verstehe ich nicht; denn *in die Bibliographie sind die betreffenden Bände jedenfalls nicht mit aufgenommen!*

30. Die durch *Scherer* angeblich nachgewiesene kognitive Dissonanz in meiner Einstellung zur empirischen Sozialforschung regt zu einigen Gedanken an. Allerdings mache ich mir keine Gedanken über innerpsychische Zustände meines Kontrahenten und finde diese auch gar nicht interessant. Wichtig scheint nur zu sein, daß ich nicht, um meine kognitive Harmonie zu stabilisieren, meine wissenschaftlichen Bemühungen und vor allem ihre erkenntnistheoretischen Grundlage vor kritischer Selbstreflexion immunisiere, weil ich sonst vielleicht um meine kognitive Harmonie fürchten müßte.

31. Die von *Scherer* genannten angeblichen redaktionellen Versäumnisse (S. 357/58) sind oben in der Auseinandersetzung mit *Anger* schon zurückgewiesen, die Verhaltensweisen der zur Stellungnahme gebetenen Autoren dargelegt worden; abgesehen davon tun sie *nichts zur Sache*.

32. *Scherers* Bemerkung in Sachen Kompetenz (S. 358) zeichnet sich dadurch aus, daß sie willentlich oder unwillentlich „Sachkompetenz“ mit „Amtskompetenz“ (die ich meinte) verwechselt, da sich so eine Beleidigung des Kontrahenten ergibt bzw. ergeben könnte; zum anderen dadurch, daß er in seiner Anspielung auf den vermutlichen Zusammenhang zwischen Redakteurstätigkeit, Intelligenzquotient des Redakteurs als Autor und Veröffentlichungswahrscheinlichkeit seiner Arbeiten sowohl *Herausgeber als auch Redakteur* der unsachgemäßen Verhaltensweise bzw. der Dummheit bezichtigt, ohne dies natürlich explizit auszuführen. (Unerwähnt bleibt bei ihm, daß *Albrechts* Replik immerhin erst nach einem Jahr erschien!)

33. In einer weiteren Hinsicht widersprechen sich die Argumente *Scherers*. Er attestiert mir ein hohes Ausmaß an Toleranz von kognitiven Dissonanzen, gleichzeitig einen extrem niedrigen Intelligenzquotienten. Als Psychologe hätte er aus der umfangreichen Literatur wissen müssen, daß Toleranz von Inkonsistenz bzw. Ambivalenz und Intelligenz positiv korrelieren dürften¹⁴. Über die Bedeutung der Lösungsformen von kognitiven Inkonsistenzen für die wissenschaftliche Arbeit gibt es nur kleinere Hinweise in der bisherigen Literatur. Jedenfalls dürfte klar sein, daß die Erzielung von Konsistenz auf Kosten intellektueller Redlichkeit nicht sonderlich begrüßenswert ist¹⁵.

Gezeigt hat meines Erachtens diese Auseinandersetzung, daß empirische Sozialforschung einer ganz bestimmten Art nicht so unproblematisch und unanfechtbar ist, wie ihre Vertreter selbst glauben bzw. sich selbst glauben machen wollen. Daß eine sonst an sich – und vor allen Dingen verglichen mit vielen sonstigen empirischen Diplomarbeiten – sehr gute Untersuchung dennoch Anlaß zu so vielen Streitpunkten geben kann, macht dies wohl recht deutlich. Erneut möchte ich aber festhalten, daß empirische Sozialforschung die einzige heute noch denkbare Form der Soziologie ist; nur muß diese Soziologie u. a. auch eine methoden-kritische empirische Sozialforschung sein. Leider hat die Tatsache, daß viele moderne arrivierte Soziologen *problemlose* Soziologie betreiben, nicht verhindert, daß die Soziologen neben ihrer *gesellschaftskritischen* Funktion nun auch ihre methodenkritische Einstellung aufgegeben haben.

Diese kritische Position muß sich zunächst gegen die eigene Arbeit richten, und so verhehle ich auch nicht, die in den Punkten 12, 17 und 22 konzedierte Fehler (die allerdings in Relation zu den Mängeln der Arbeit meiner Kontrahenten zu sehen sind) gemacht zu haben, getreu der *Maxime Max Webers*: „Wenn jemand ein brauchbarer Lehrer ist, dann ist es seine erste Aufgabe, seine Schüler *unbequeme* Tatsachen anerkennen zu lehren, solche, meine ich, die für seine Parteimeinung unbequem sind; und es gibt für jede Parteimeinung – z. B. auch für die meinige – solche äußerst unbequeme Tatsachen¹⁶.“ Allerdings äußert *Max Weber* (S. 591) in der gleichen Rede, daß sich die Persönlichkeit des

Wissenschaftlers darin zeige, daß sie rein der Sache diene. Angesichts der Tatsache, daß meine Kontrahenten immer wieder ad hominem argumentieren, möchte ich von meiner Seite die Auseinandersetzung beenden. Die Tatsache, daß in der Diskussion Argumente und Gegenargumente immer differenzierter und länger geworden sind, scheint mir ohnehin schon zu erweisen, daß meine Kontrahenten mit zu weitmaschigen Netzen zum Fischfang ausgefahren sind.

Anmerkungen

¹ Hans Anger, Anmerkungen zu Anmerkungen über Anmerkungen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 23 (1971), S. 359/360, sowie Klaus R. Scherer, Antwort auf Anmerkungen von Günter Albrecht zum Artikel von Hans Anger und Klaus R. Scherer, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 23 (1971), S. 348-358.

² Günter Albrecht, Anmerkungen zum Artikel von Hans Anger und Klaus R. Scherer, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 22 (1970), S. 145-157.

³ Hans Anger und Klaus R. Scherer, Psycholinguistische Anmerkungen zu gegenwärtigen Tendenzen in den deutschen Sozial- und Verhaltenswissenschaften, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 21 (1969), S. 147-153.

⁴ Vgl. u. a. Benjamin Lee Whorf, *Language, Thought and Reality*, Cambridge, Mass., 1956; deutsch: Sprache, Denken und Wirklichkeit, Reinbek bei Hamburg 1963; ferner Theo Herrmann und Karl Heinz Stäcker, Sprachpsychologische Beiträge zur Sozialpsychologie, in: C. F. Graumann, unter Mitwirkung von Lenelis Kruse und B. Kroner, Hrsg., *Sozialpsychologie*, 1. Halbband, 7. Bd. des Handbuchs der Psychologie, Göttingen 1969, S. 398-474, darin bes. S. 445-450; dieses Problem ist nach wie vor ungelöst, da eine mittlerweile riesige Zahl von Untersuchungen keine wirklichen Ansätze zu einem Konsensus geliefert hat. Wie neuestens B. Thomas Harwood, Substantive Significance of the Linguistic Relativity Hypothesis When Using Translations of Written Personality Measures, in: *The Journal of Social Psychology* 81 (1970), S. 3-8, zeigte, spricht einiges dagegen, daß z. B. die linguistische Relativität es nötig mache, die Sprachform eines Meßinstruments der Sozialwissenschaften für verschiedene Sprachgruppen zu verändern.

⁵ Vgl. R. Rosenthal, Experimenter Expectancy and the Reassuring Nature of the Null Hypothesis Decision Procedure, in: *Psychological Bulletin* 70 (1968), S. 30-47; dazu T. X. Barber und M. J. Silver, Fact, Fiction, and the Experimenter Bias Effect, in: *Psychological Bulletin* 70 (1968), Monograph Supplement 6, S. 1-29; dies., Pitfalls in Data Analysis and Interpretations. A Reply to Rosenthal, in: *Psychological Bulletin* 70 (1968), Monograph Supplement 6, S. 48-62, sowie eine Fülle weiterer Arbeiten, die durch jüngste Studien entkräftet worden sind.

⁶ Vgl. u. a. die von mir zitierten Arbeiten von Hans Zeisel, The Significance of Insignificant Differences, in: *Public Opinion Quarterly* 17 (1955), S. 319-321; Seymour Martin Lipset, Martin Trow und James S. Coleman, Statistical Problems, Appendix 1-B, S. 427-432, in: dies., *Union Democracy*, Glencoe, Ill., 1956; Patricia Kendall, Note on Significance Tests, Appendix C., S. 301-305, in: Robert K. Merton, George C. Reader und Patricia Kendall, Hrsg., *The Student Physician*, Cambridge, Mass., 1957; und Hanan C. Selvin, A Critique of Tests of Significance in Survey Research, in: *American Sociological Review* 22 (1957), S. 519-527.

⁷ Johan Galtung, *Theory and Method of Social Research*, Oslo 1967, 2. rev. Aufl. 1969.

⁸ Johan Galtung, *Theory and Method . . .*, a.a.O., S. 370-372; vgl. auch die Arbeit von Hans Joachim Hummell, Heidrun Kaupen-Haas und Wolfgang Kaupen, Die Überweisung von Patienten als Bestandteil des ärztlichen Interaktionssystems, in: Heidrun Kaupen-Haas, Hrsg., *Soziologische Probleme medizinischer Berufe*, Köln/Opladen 1968, S. 139-162, hier speziell die Fußnote 11 auf den Seiten 143-145.

⁹ Vgl. z. B. Klaus Holzkamp, Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen kritisch-emanzipatorischer Psychologie, in: *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 1 (1970), S. 5-21; ferner Jürgen Breidenkamp und Hubert Feger, Kriterien für die Entscheidung über die Aufnahme empirischer Arbeiten in die *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, in: *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 1 (1970), S. 43-47.

¹⁰ Eugene J. Webb, Donald T. Campbell, Richard D. Schwartz und Lee Sechrest, *Unobtrusive Measures*, Chicago 1966.

¹¹ Vgl. dazu die Fußnote 10.

¹² Im übrigen ist es aus vielfältigen Gründen fraglich, jede Arbeit eines Autors in jeder Zeitschrift gleichwertig zu gewichten. Die verschiedenen Arbeiten, die zur Publikationsforschung und Zitierforschung bzw. Wissenschaftssoziologie angefertigt wurden, haben bisher sehr unterschiedliche Wege beschritten in bezug auf Gewichtung unterschiedlicher Publikationstypen und -organe. Vgl. z. B. D. D. Knudsen und T. R. Vaughan, *Quality in Graduate Education: A Re-evaluation of the Rankings of Sociology Departments in the Cartter Report*, in: *American Sociologist* 4 (1969), S. 12–19; L. S. Lewis, *On Subjective and Objective Rankings of Sociology Departments*, in: *American Sociologist* 3 (1968), S. 129–131; ferner Norval D. Glenn und Wayne Villemez, *The Productivity of Sociologists at 45 American Universities*, in: *American Sociologist* 5 (1970), S. 244–252.

Dazu kommt das besonders schwer lösbare Problem für die wirkliche Beurteilung des Einflusses wissenschaftlicher Arbeiten auf die Entwicklung ihrer Disziplin, das durch den sog. „Matthew-Effekt“ aufgeworfen wird. Dieser Effekt wurde von Robert K. Merton entdeckt und mag durch die Formulierung des Matthäus-Evangeliums skizziert sein: „Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und er wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden“ (Matthäus, 24, V. 29); vgl. dazu Robert K. Merton, *The Matthew Effect in Science*, in: *Science* 159 (1968), S. 56–63. Merton fand heraus, daß bei Doppelentdeckungen und bei unabhängig voneinander gewonnenen Erkenntnissen durch mehrere Wissenschaftler in späteren Epochen der Wissenschaftsgeschichte derjenige Wissenschaftler wesentlich häufiger mit seiner Arbeit erwähnt wird, der auch anschließend noch weitere Karriere gemacht hat, als derjenige Wissenschaftler, der anschließend keine weitere Aufmerksamkeit zu erwecken vermochte. Eine relativ schlechte Arbeit eines berühmten Forschers hat eine ungleich größere Chance, zitiert zu werden als eine gleich gute bzw. gleich schlechte Arbeit eines weniger großen Forschers; vgl. dazu auch Stephen Cole, *Professional Standing and the Reception of Scientific Discoveries*, in: *American Journal of Sociology* 76 (1970/71), S. 286–306; ferner Harriet Zuckerman und Robert K. Merton, *Patterns of Evaluation in Science: Institutionalization, Structure and Functions of the Referee System*, Paper vorgetragen auf dem „Annual Meeting of the American Sociological Association“, Boston, August 1968; ein Beitrag mit gleichem Titel und Inhalt wurde von denselben auch auf dem VII. Weltkongreß für Soziologie in Varna, Bulgarien, September 1970, vorgetragen. Sehr eingehend und klar werden derartige Probleme dargelegt durch Richard D. Whitley, *The Operation of Science Journals: Two Case Studies in British Social Science*, in: *The Sociological Review* 19 (1970), S. 241–258.

¹³ Klaus Holzkamp, *Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen . . .*, a.a.O., S. 6.

¹⁴ Gerald R. Miller und Milton Rokeach, *Individual Differences and Tolerance for Inconsistency*, in: Robert P. Abelson, Elliott Aronson, William J. McGuire, Theodore M. Newcomb, Milton J. Rosenberg und Percy H. Tannenbaum, Hrsg., *Theories of Cognitive Consistency: A Sourcebook*, Chicago 1968, S. 624–632.

¹⁵ Richard Cardozo und Dana Bramel, *The Effect of Effort and Expectation on Perceptual Contrast and Dissonance Reduction*, in: *The Journal of Social Psychology* 79 (1969), S. 55–62.

¹⁶ Max Weber, *Wissenschaft als Beruf*, in: ders., *Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 3. Aufl. Tübingen 1968, S. 582–613, hier S. 603.